Onkel Joseph auf Reisen

(Spezialbericht aus der Schweiz)

(Schluß)

7. bis 14. Juli. — Bretagne.— Mit der Untergrund von der Station Jardin des Tuileries nach Place de la Concorde, hier unterirdisch umsteigen in den Nord-Süd, Richtung Porte de Versailles, bis Mont Parnasse. — Ich bin eine Stunde zu früh — und dennoch finde ich im Expreß Paris — Brest kaum mehr einen rechten Platz. Denn halb Paris befindet sich auf der Flucht vor der sommerlichen Wärme, hat zusammengepackt und eilt ans Meer. Ich begreife das, gerade so gut als die Züricher und Basler und Luzerner den lockenden grünen und weißen Bergen zuströmen — wenn nur der Herrgott dabei etwas weniger zu kurz käme!

Abfahrt von Paris 9.10 — Ankunft in St. Quay - Portrieux um 18.00 Uhr. Wir rasen wieder. Chartres grüßt mit herrlichem Dome von der Höhe. Le Mans fliegt vorüber. Mit Vitre und Rennes befinden wir uns in der Bretagne. Ich verstehe, daß man auf diesen ungeheuer langen Strecken mit 100 und 120 Kilometer Stundengeschwindigkeit fährt. Ich verstehe sogar, daß man nicht wegen jedem Nestchen und Stationchen die Geschwindigkeit vermindert, sondern lustig drauf los radelt, bis man irgendwo über den Bahndamm hinunterkollert. Das ist mir zwar nicht passiert. Aber hie und da hatte ich den Eindruck, es fehle nicht mehr viel dazu. Auch praktisch ist man in Frankreich: das Gras längs der Bahngeleise wird einfach angezündet, statt es einem armen Teufel zu geben, damit er ihm mit Sense und Rechen zu Leibe rücke.

Interessant ist das bretonische Gehöfte. Die Gebäulichkeiten sind meist mit Stroh, selten mit Ziegeln bedeckt, weisen aber oft durchlöcherte Bedachung auf. Die ganze Anlage ist im Halbkreise angeordnet. Die meist fensterlose äußere Seite des Halbkreises wird durch Bäume, gewöhnlich Pappeln, gegen die unbändigen Westwinde geschützt. Die Innenseite umschließt einen Hof, in welchem die Hausarbeiten verrichtet werden, soweit dies im Freien möglich ist. Auch der offizielle Düngerhaufen fehlt da nicht, und wenn er selbst vor dem Eßzimmer stände. Aber Jauchebehälter findet man nur selten. Das abfaulende Regenwasser, das mit Jauche vermengt ins Gelbliche spielt, und den Halbkreis schließt, erinnert in etwas an eine natürliche Festung mit Burggraben. Das Ganze entbehrt weder des Heimeligen noch des Abstoßenden.

In St. Brieuc umsteigen in ein allerliebstes Lokalbähnchen. Das interessanteste daran sind die Signalpfeife der Lokomotive, die über eine Lunge von seltener Ausdauer und Tragweite verfügt, und der Kohlenofen in meinem Abteil, dessen rußgeschwärztes und weitgeschlungenes Rohr dem Wagen das Gepräge einer wohligen Bauernstube gibt. — Ich hatte mich zwar in der Wagenklasse geirrt. Kurz vor meiner Aussteigestation kommt der Kontrolleur und verlangt den tarifmäßigen Zuschlag. Weil die Bahn nur erste und zweite Klasse führt, und die zweite in ihrer Ausstattung unserer dritten entspricht, glaubte ich mich mit meinem zweitklassigen Pariserbillet berechtigt, die erste zu belegen. Auf meine diesbezügliche Bemerkung bekam ich die freundlich-trockene Antwort: „Das kommt oft vor."

Um 6 Uhr abends waren die 171 Kilometer von Paris bis St. Quay-Portrieux zurückgelegt. —Schmukkes Städtchen am blauen, rauschenden Meere, an der Nordküste der Bretagne. Aus der Ferne grüßt bereits das Feuer der Leuchttürme, das in regelmäßigen Abständen von einigen Sekunden aufflammt und wieder erlischt, und manche Seemannsgeschichte, die man als Bube gelesen, wieder aufleben läßt. Da draußen ist ein Gewirr von Felsen und Riffen. Die Menschen stehen in beständigem Kampfe mit den Elementen, die jährlich Hunderte von Opfern fordern. Und doch können sich die beiden Gewalten, die urwüchsige blinde Kraft der wilden Wasser und die schlangenkluge Behendigkeit der Menschen, nicht mehr trennen. So wenig als der Aelpler sich von seinen Bergen trennen kann, die ihm doch seine Hütten und Matten unter Lawinen, Steingeröll und Wildwasser begraben. Irgendwo da draußen an der Westküste der Bretagne ist eine Insel im Meeresgrunde verankert, wo alle Frauen in Trauerkleidern gehen. Die Meereswogen sind heimlich und tückisch, unterspülen langsam und sicher das Eiland, entreißen ihm erbarmungslos Scholle um Scholle; sie locken die Männer und Jünglinge auf die wilde See zum Fischfange und fordern aus ihren Reihen Opfer um Opfer und haben schon aus jeder Familie eines gefordert; darum gehen dort alle Frauen in schwarz. Aber diese Bewohner können sich weder von ihrer Insel noch von ihren Wellen trennen. — Nicht den lachenden Frieden des Golfes von Neapel, wo das Spiegelbild des Vesuv mit den gekräuselten Wellen spielt, habe ich hier gefunden, sondern ewigen Ansturm des Weltmeeres auf trotzige, steile, kahle, zerfressene und zerlöcherte Felsen, von welchen das Wasser so weiß und dick wie Milch ins Meer zurückfällt. — Die kleinen weißen Häuser sind an die dunklen Felsen geklebt, ganz wie Henry Bordeaux dies beschrieben hat. Vor den Häusern auf trockenem Strande ruhen Fischerbarken oder schaukeln im leichtbewegten Wasser des kleinen Hafens, durch Anker mit dem Meeresgrunde verkettet. Ueber all dieser Pracht die Glut der Abendsonne, die nach und nach ihre müden Strahlen auf das Meer hinlegt und eine rote zitternde Straße ins Unendliche zeichnet. Endlich senkt die Nacht einen blauen, dann einen schwarzen Mantel darüber — aber das Tosen des Meeres dröhnt weiter, nur vernehmlicher, eindringlicher. Ein kalter scharfer Seewind zwingt die Menschen hinter die schützenden Mauern des bescheidenen heimatlichen Herdes.

8. Juli. Fort von St. Quay— „kaum gesehn, gemieden" — Warum? — Das sage ich nicht, denn man soll nicht unnötiger Weise von fremden Mängeln reden. In St. Brieuc, im Bahnhof der Staatsbahn, kurzer Wortwechsel mit einem, der von mir ohne Gegenleistung Geld erwartet. Dann quer über die Halbinsel via Pontivy, Auray nach Quiberon. Die Fahrt von Auray durch die Halbinsel von Quiberon gehört zum Schönsten: bald durch Pinienwälder, bald am Ufer des Meeres, das von beiden Seiten grüßt, — denn an der schmälsten Stelle ist die Insel kaum zwei Kilometer breit—. Die Küste ist felsig, aber niedrig; so niedrig, daß die kleinen weißen Häuser, die sich in der Ferne scharf vom dunkelblauen Meer abheben, hoch in den Horizont hinein zu ragen scheinen. Quiberon ist der wichtigste Ort der Halbinsel — wenn es überhaupt dort noch einen wichtigen gibt —, besitzt nur eine einzige Straße, die diesen Namen verdient. Sie führt zum Hafen. Auf den gewaltigen von zwei Leuchttürmen gekrönten Hafenmauern warte ich auf meinen Dampfer. Mit Gier lasse ich meine Blicke über die unendlich weite Fläche schweifen. Je weiter der Blick mich trägt, je weniger ich vom Lande sehe, umso glücklicher komme ich mir vor. Und doch ist mir, als sehe ich noch zu wenig weit, als sollte mein kleines Auge den großen Ozean in seiner ganzen Ausdehnung und Tiefe umfassen können. Nun verstehe ich die Seeleute, die kleinen und großen, die jungen und alten, daß es sie nicht zu Hause leidet, daß dieses geheimnisvolle Meer sie hinauslockt, hinaus, hinaus und immer weiter, weil der Horizont vor ihrem forschenden Blicke und der eroberungsfrohen Hand stets flieht und zurückweicht und sie immer weiter, weiter zieht und lockt. Sind die Berge das Wahrzeichen der unendlichen Ruhe und nicht wankenden Beständigkeit, so ist das Meer das Sinnbild der ewigen Unruhe, des ewig Geheimnisvollen, das an Stelle des einen Geheimnisses, das man ihm entrissen hat, immer ein neues setzt; das Sinnbild eines stets ungesättigten Dranges. Das Meer ist wie ein großes Versprechen, das stets lockt und sich nie einlöst.

Ich stehe da oben an einer gefährlichen Ecke des Ozeans. Unter mir schimmern grüne und schwarze Felsen und Riffe durch das gurgelnde Wasser hinauf. Rechts von mir brechen sich die unruhigen Wellen an hartem Gestein. Auf der wogenden Fläche vor mir tanzen in bestimmten Abständen Signalbojen, die den Schiffen den Weg nach dem Hafen von Quiberon weisen. Eine von ihnen heult in bestimmten Zeitabständen schauerlich über das aufgeregte Meer, schwankt nach rechts und nach links, als wollte sie sich von der Ankerkette, mit der sie am Meeresgrunde befestigt ist, wie ein Gefangener wild losreißen. Ich hörte sie heulen bei Tag und den Lärm der Autos und der Menschen überschreien; ich hörte sie unheimlich brüllen durch die finstere Nacht: „Gefahr, Gefahr!" Die einen hörten den Ruf, die andern nicht: — Stimme des Gewissens.

Um 4¼ Uhr bestieg ich mein Schiff. Es ist nicht größer als die mittleren Dampfer unserer Schweizerseen, nur für 500 Personen bestimmt; mit einem Dieselmotor, einem urgemütlichen dicken Kassier in Mechanikertracht — die Billetschachtel unter dem Arme, die Kasse in den Händen —, und einem noch dickeren Kapitän ausgerüstet. Das Schiff ist aber ganz anders gebaut als unsere Dampfer, nicht mit spitzem Kiel und schmalem Leibe; im Gegenteil, mit rundem dickem Bauche wiegt es sich sorglos auf dem unartigen Ozean nach rechts und links; trägt auf seinem Rücken riesige Masten als Stützpunkte eines Krans, der Automobile wie Streichhölzer ein — und ausladet. Der Kassier gibt mir ein Billet zweiter Klasse und weist mich in die erste. Wie der Tanz auf hoher See losgeht, kommt er breitspurig herangewackelt, lacht mit seinem ganzen breiten, verrunzelten, gebräunten Seemannsgesicht und ruft: „Bonjour, Monsieur l'Abbe!" Wir sind bald einig. Berg- und Seeleute tragen verschiedene Vergleichspunkte in sich. „Heute werden wir geschüttelt werden . . . aber macht nichts . . . das Schiff ist gut, kann überhaupt nicht untergehen . . wäre der St. Philibert auch so eines gewesen, er wäre niemals untergegangen . . . aber zuerst müssen die Menschen immer eine Dummheit machen, bevor sie gescheit werden . . einen Flußdampfer aufs Meer hinausschicken! — (Der St. Philibert ist hierzulande noch in aller Mund) — Aber dem da geschieht nichts!" Der Seemann vertraut seinem Schiffe und hängt an ihm wie der Reiter an seinem Pferde." — Dann kommt der Kapitän: Segeltuchschuhe, rote Hosen, blaue Jacke, weiße Mütze; auffallend konische Beine, aus dem Bäuchlein zu schließen vorzüglich besoldet (bezieht eine Pension als Hauptbeschäftigung. und führt den „Guedel" im Sommer täglich dreimal, im Winter einmal nach Belle Ile en mer als Nebenbeschäftigung) — gemütliches, liebes breites, rotes Gesicht, das in einen scharfen Spitzbart ausläuft, schon tief in den Jahren. Er war einst capitaine au long cours, d. h. er befehligte Ueberseedampfer. Deren 20 habe er in den Händen gehabt, stamme von Belle Ile en mer, kenne aber die weite Welt besser als seine kleine Heimatinsel. Ich stelle mich als Schweizer vor, wohnhaft hoch droben in den Bergen, in 1100 Meter Höhe — das macht auf Seeratten, die ja in der Schweiz, sofern sie überhaupt etwas von ihr wissen, nichts anderes vermuten als Hirten, Kühe, Wiesen, Berge, Schnee und Eis, sichtlich Eindruck. So legten wir die 16 Kilometer, welche die Insel Belle Ile en Mer vom Festlande trennen, in 50 gemütlichen kurzen Minuten zurück. Dann aussteigen, Hotel suchen, übliche Fragen und Bücklinge, Zimmer beziehen, auspacken und sich hinstrecken, — denn Meerluft macht müde und faul.

Die ganze Neuzeit ist auf Halbbildung gebaut. Halbbildung ist ärger und schädlicher als Unbildung. Durch Halbbildung gehen die Seelen verloren.

Julius Langbehn

Fühlt sich zehn Jahre jünger.

„Ich litt an Gliederschmerzen und war von Urinbeschwerden geplagt. Nach dem Gebrauch von Forni's Alpenkräuter fühle ich mich nicht nur wohl, sondern auch um zehn Jahre jünger; ich bin 61 Jahre alt." schreibt Herr Amb. Bisson aus East Angus, Que. Diese berühmte Kräutermedizin wirkt auf die Ausscheidungsorgane; sie reguliert den Stuhlgang und vermehrt den Harnfluß; sie ist in Apotheken nicht zu haben, sondern wird direkt von Dr. Peter Fahrney & Sons Co., 2501 Washington Blvd., Chicago, Ill., geliefert.

Zollfrei geliefert in Kanada.

St. Peters - Kollegium

Pensionat für Knaben und Jünglinge

Muenster, Sask.

Die Schule mit Familiengeist

Es gibt wenige Dinge, die junge Leute zu einem besseren christlich-demokr. Geist erziehen, als ein Pensionat. Da herrscht kein Unterschied wegen Reichtum oder sozialer Stellung, Nationalität oder dergleichen. Alle stehen auf gemeinsamen Grunde.

In einem katholischen Pensionat gibt es immer Gelegenheiten, sich zu üben in gemeinsamer Arbeit, in Selbstbeherrschung, Nächstenliebe und gegenseitiger Gefälligkeit. Zugleich herrscht lobwürdiger und anregender Wettbewerb.

Um Aufschluß schreibe man an:

The Registrar, St. Peter's College, Muenster, Sask.

Hand und Ring.

Von A. K. Green.

(Fortsetzung)

Mein Name ist Gryce, sagte er, sich ihm freimütig nähernd; ich bin Detektiv. Der Bezirksanwalt, welcher durch die Ereignisse der letzten Tage einigermaßen in Verlegenheit geraten ist, hat sich an mich gewandt, weil er glaubt, meine Erfahrung werde ihm nützen. Es handelt sich darum, zu ermitteln, welche Person unter allen denen, die des Mordes der Frau Klemens verdächtig sind, die Tat wirklich begangen hat. Zu diesem Zwecke sehen Sie mich hier; ich habe die Erlaubnis erhalten, ungehindert mit Ihnen verkehren zu dürfen. Nach Prüfung der Beweise, die gegen Sie vorliegen, und infolge meiner sonstigen Erkundigungen bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß Sie unschuldig angeklagt sind. Wenn Sie sich nicht länger weigern wollten, gewisse Punkte aufzuklären, die noch im Dunkeln schweben, so könnte ich leicht —

Verzeihen Sie, unterbrach ihn Mansell ernst, einem Detektiv habe ich keinerlei Mitteilung zu machen.

Sie tun unrecht daran, wie ich Ihnen sogleich beweisen werde. Ohne Zweifel wissen Sie, daß Herr Orkutt von dem Baumast erschlagen wurde, als er gerade Fräulein Dare zum Gartentore begleitete.

Der Gefangene war totenbleich. Ist das Fräulein verletzt? stammelte er.

Gryce schüttelte den Kopf.

Warum haben Sie es dann erwähnt?

Weil es hierhergehört, war die Antwort. Wie Sie wissen, war außer Ihnen noch ein anderer Mann des Mordes verdächtig; warum hat man nicht lieber ihm den Prozeß gemacht? Einzig und allein deshalb, weil Sie sich weigerten, über Dinge Auskunft zu geben, die Sie natürlich imstande sein mußten, zu erklären. Woher stammte Ihre Zurückhaltung? Es gab nur einen denkbaren Grund dafür. Sie fürchteten, eine Person in die Untersuchung zu verwickeln, deren Ehre, deren Leben Ihnen teuer ist, als die junge Dame, die gestern vor Gericht ausgesagt hat, sie selbst habe das Verbrechen begangen. Aus alledem ziehen wir den Schluß, daß Sie Fräulein Dare von Anfang an für Frau Klemens' Mörderin gehalten haben.

Je länger der Detektiv sprach, um so gewaltiger ward Mansells Erregung; bei den letzten Worten sprang er heftig empor.

Wie können Sie das behaupten? rief er. Was wissen Sie von meinen Gedanken und Ueberzeugungen? Ich trage sie nicht öffentlich zur Schau und posaune meine Gefühle nicht vor aller Welt aus. Sie haben kein Recht zu Ihren Vermutungen und können sie nicht beweisen.

Vielleicht doch, entgegnete Gryce. Weshalb schwiegen Sie so lange über den Ring?— Sie wollten Fräulein Dare nicht Lügen strafen, indem Sie aussagten, daß Sie ihn nicht von ihr zurückerhalten hätten. Warum versuchten Sie sie gestern an ihrer Zeugenaussage zu hindern? Weil Sie voraussahen, daß sie in einem Geständnis enden würde. Warum machten Sie Ihre eigene Verteidigung zu nichte und verrieten, auf welche Weise Sie in 90 Minuten die Station erreicht hatten? Weshalb erklärten Sie sich nicht lieber einfach für schuldig? Weil Sie fürchteten, daß eine nähere Untersuchung die Schuld des Fräuleins bestätigen würde. Sie waren für ihre Rettung zu jedem Opfer bereit, nur zu einer Lüge konnten Sie sich nicht entschließen.

Sie trauen mir viel Großmut zu, entgegnete der Gefangene kalt. Ich glaubte, man würde annehmen, daß meine Schuld erwiesen sei, nachdem sich herausgestellt, daß ich um die Zeit, als die Mordtat geschehen sein soll, das Haus meiner Tante noch nicht verlassen hatte.

Das wäre auch der Fall gewesen, entgegnete Gryce, hätten wir nicht neuerdings Grund zu glauben, daß wir uns in der Zeit geirrt haben und der Mord nicht fünf Minuten vor zwölf stattfand, sondern erst nachdem es zwölf geschlagen hatte.

Wirklich? fragte Mansell mit großer Selbstbeherrschung.

Gryce nickte ernsthaft. Sie könnten uns leicht über diesen Punkt Gewißheit verschaffen, sagte er nachdrücklich, wenn Sie angeben wollten, was Sie damals im Hause der Frau Klemens gesehen und gehört haben, als Sie so eilig die Flucht ergriffen.

Woher wissen Sie, daß ich von dort entfloh?

Von einem Augenzeugen, den ich nennen könnte. Der Umstand kam vor Gericht nicht zur Sprache, aber man hat Sie von der Tür Ihrer Tante mit einer Hast entfliehen sehen, als hinge Ihr Leben davon ab.

Außer allen Beweisen, die gegen mich sprechen, ist Ihnen auch dies bekannt, rief Mansell betroffen, und doch sagen Sie, daß Sie mich für unschuldig halten?

Ja, denn ich glaube, wie gesagt, daß Frau Klemens erst nach zwölf Uhr ermordet wurde, gerade fünf Minuten nachdem Sie sich so eilig entfernt hatten.

Die Aufregung des Gefangenen wuchs zusehends.

Wie kommen Sie zu dieser neuen Annahme? fragte er.

Der Detektiv beugte sich vertraulich näher zu ihm hin. Sie wissen zwar, daß Ihr Anwalt tot ist, sagte er, aber nicht, warum Fräulein Dare ihn gestern abend aufgesucht hat. Sie wollte nämlich Herrn Orkutt mitteilen, daß sie bei ihrer ganzen Zeugenaussage von der Voraussetzung ausgegangen sei, daß Sie wirklich das Verbrechen begangen haben, dessen man Sie beschuldigt. Durch eine übel angebrachte List meiner Gehilfen Hickory und Byrd war sie zu der Ansicht gelangt, Sie hätten ihr gegenüber Ihre Schuld zugegeben. Erst nachdem sie gestern vor Gericht sozusagen meineidig geworden war, um sie zu retten, klärte man sie über ihren Irrtum auf.

Meineidig? wiederholte Mansell zweifelnd.

Wie ich sage. Fräulein Dare ist an jenem Morgen weder in dem Hause der Witwe gewesen, noch hat sie die Hand gegen Frau Klemens erhoben. — Was sie aussagte, war eine Lüge. Auch geht aus den Angaben meiner Gehilfen deutlich hervor, wie fest sie früher überzeugt war, daß Sie, Herr Mansell, der Schuldige wären.

Als nun Gryce den Auftritt in der Hütte mit allen Einzelheiten beschrieb, hörte ihm der Gefangene zu wie ein Träumender; er schien nicht imstande, den Worten des Detektivs Glauben zu schenken.

Natürlich mußte Fräulein Dare hiernach einsehen, fuhr der Detektiv fort, daß es eine Torheit war, bei ihrer Selbstanklage zu beharren. Sie ging zu Orkutt, erklärte ihm ihre ganze Handlungsweise und bat um seinen Rat. Im Laufe der Unterredung enthüllte der Rechtsanwalt dem Fräulein zufällig, daß sein Klient aus unbekannten Gründen von vornherein sie selbst für die Verbrecherin gehalten habe. Nun konnte Fräulein Dare unmöglich länger an Ihrer Unschuld zweifeln. Daraus, daß Sie sich gegenseitig in Verdacht gehabt hatten, geht sonnenklar hervor, daß Sie beide schuldlos sein müssen. — Sind Sie nicht auch dieser Ansicht?

Ob ich es bin oder nicht, tut wenig zur Sache.

Von größerem Nutzen würde es freilich sein, wenn Sie sagen wollten, weshalb Sie an jenem Morgen so plötzlich die Flucht ergriffen?

Das sehe ich nicht ein.

So sind Sie auch wohl nicht begierig, Näheres über den Unfall zu erfahren, der so plötzlich Ihres Verteidigers beraubt hat? fragte Gryce in völlig verändertem Ton.

Mansell sah ihn gespannt an.

Herr Orkutt war nicht auf der Stelle tot, fuhr jener fort. Er lebte noch mehrere Stunden, und die Worte, die er sprach, haben dem Verdacht eine ganz neue Richtung gegeben. Fräulein Dare, die seit dem Unfall nicht von seinem Lager gewichen war, fragte ihn, sobald er aus der Bewußtlosigkeit erwachte, zu aller Erstaunen geradezu, wer der Mörder der Frau Klemens sei.

Und wußte es Herr Orkutt? stieß Mansell ungläubig hervor.

Nach seiner Antwort zu urteilen — ja. Sagen Sie mir doch, sind Ihnen nie Zweifel an ihm gekommen — an seiner Rechtschaffenheit, Gutherzigkeit und Bereitschaft, Ihnen zu dienen?

Nein, niemals.

Dann wird es Sie höchlich überraschen zu erfahren, sagte Gryce mit tiefem Ernst, daß Orkutts Antwort auf Fräulein Dares Frage den Verdacht erregt hat, daß er selbst der Mörder ist. Der Bezirksanwalt fragt sich jetzt nicht mehr, ob Craik Mansell das Verbrechen begangen hat, sondern ob sein Verteidiger Tremont Orkutt schuldig sei.

In des Gefangenen Zügen malten